



Hans Bergel

Das Spiel
und
das Chaos

Essays und Vorträge

Hans Bergel
Das Spiel und das Chaos

Hans Bergel

Das Spiel und das Chaos

Essays und Vorträge

EDITION
Noack  Block

Umschlagabbildung: Ausschnitt aus einem Aquarell
von Heinrich Schunn (1897–1984)

ISBN 978-3-86813-013-3

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH, Berlin 2013
Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig
Printed in Germany
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
www.noack-block.de

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung	7
Goethe und Kleist – Erscheinungen deutschen Selbstbegriffens. Anmerkungen zu einem zeitlosen Thema	9
Versuch über Friedrich Schillers Theorie der Kultur. Die Idee des Spiels als Grundlage der Erziehung	19
Hinter den Kulissen des Schreibens. Zur Genesis des Romans <i>Die Wiederkehr der Wölfe</i>	33
Das Grunderlebnis der Vergeblichkeit. Der Fluch und Ciorans Philosophie	55
Drei mediterrane Bilder und Reflexionen	67
Stationen einer persönlichen Annäherung. Über die Lyrikerin Ana Blandiana	83
Frau Musica. Versuch einer Erklärung des Unerklärbaren	97
„Wer läßt mich in Frankreich Shakespeare spielen?“ Über die Schauspielerin Ioana Maria Gorvin	105
Das Spiel und die Aggression des Chaos. Ein Versuch	113
Unverwechselbarkeit dichterischer Sprache. Moses Rosenkranz' lyrische Jahrhundertbekundungen	121
Deutsche Bedenken. Ein Buch und die Frage der Nation	133
Innereuropäischer Kulturdialog. Lückenhafte Marginalien zu einem großen Thema	145
Geistige Individualität aus doppelter Kulturzugehörigkeit. Dankrede bei der Entgegennahme der Ehrendoktorwürde der Bukarester Universität	161
„Mein Auftrag für diese Feierstunde ...“ Zum Volkstrauertag 2008	167
Die Unbesiegbarkeit des Freiheitsgedankens. Zur Geschichte der Erzählung „Fürst und Lautenschläger“	177

Vorbemerkung

Dieser Band versammelt ausgewählte Texte von Hans Bergel, die in zurückliegenden Jahren für Kulturzeitschriften, Rundfunk und besondere Anlässe verfasst wurden. Das muss im Zusammenhang gesehen werden: Der Produktivität des Erzählers mit Werken wie z. B. den Romanen *Der Tanz in Ketten* oder *Die Wiederkehr der Wölfe*, den Novellenbänden *Am Vorabend des Taifuns* und *Die Wildgans* o. a. steht die des Essayisten um nichts nach; gut über ein Dutzend Essay-Bände liegen bisher vor. Mit Sicherheit der beachtenswerteste folgt ihnen unter dem Titel *Das Spiel und das Chaos*.

Goethe und Kleist als Prototypen gegensätzlicher Grundbefindlichkeiten der Deutschen; Émile Ciorans Weltsicht als sublimierte Konsequenz des Fluchs aus historischer Verzweiflung; die Eigen-dynamik der Sprache als narrativer Bewegungsimpuls ... Schon diese Themenstellungen aus drei der fünfzehn folgenden Arbeiten machen das Hauptmerkmal der Essayistik Hans Bergels deutlich – den unkonventionellen Blickwinkel. Auch die Musik, die hellenische und maurische Architektur, die Schauspielkunst „der Gorvin“ erfahren Auslegungen, an die wir bisher nicht dachten. Ebenso die Selbstverweigerung des jungen sizilianischen Atomphysikers Ettore Majorana, den „der Schrecken des Gewissens“ (Schiller) über seine ungeheuerliche Entdeckung in die Abkehr von der Welt trieb. Nicht zuletzt ist der erstaunliche Bericht über die Entstehung eines literarischen Werkes in tyrannos im winterlichen Partisanenbiwak ein einzigartiges Dokument in der deutschen Literatur. Usw.

Bergels Essays und Vorträge bieten Erhellungen der ungewöhnlichen Art. Spiel–Chaos, Form–Anarchie, Gestalt–Wirrnis – im Spannungsfeld dieser Pole bewegt sich ihre Thematik mit jedes Mal über den Gegenstand und über die Zeit hinausweisender Gültigkeit.

George Guțu

Goethe und Kleist – Erscheinungen deutschen Selbstbegriffens

Anmerkungen zu einem zeitlosen Thema

Als der siebenunddreißigjährige Johann Wolfgang von Goethe 1786 den Brennerpaß in Richtung Italien hinter sich gelassen hatte, war nicht nur ein Bildungsabschnitt im Leben des Dichters des *Götz von Berlichingen*, des *Urfaust* und des Briefromans *Die Leiden des jungen Werthers* endgültig abgeschlossen. Überspitzt kann gesagt werden, daß sich in Goethes fast fluchtartiger Annäherung an die mediterrane Welt der Einschnitt im Bewußtsein einer Epoche des deutschen Geistes greifbar ausdrückt. Der erste Satz der auf dem Brenner niedergeschriebenen Aufzeichnung Goethes gibt der Deutungsphantasie aufschlußreiche Anregung: „Hierher gekommen, gleichsam gezwungen, endlich an einem Ruhepunkt, an einem stillen Ort, wie ich ihn mir nur hätte wünschen können.“

Das klingt nach einem über den Tag hinausweisenden Fazit, auch wenn es lediglich als Abschluß einer Wegstrecke durch die Landschaften von Mittenwald über Scharnitz und Innsbruck gemeint war. Es klingt wie das Aufatmen eines Menschen, der nach Umgetriebenheit und Unrast ein Ziel erreichte, das ihm seit längerem vorschwebte. Ruhe- und Respektlosigkeit, Provokation und Rebellion waren in Geniestreichen, wie die deutsche Dichtung sie vorher nie gekannt hatte, die antreibenden Elemente zurückliegender Jahre gewesen – als *Sturm-und-Drang*-Epoche von der Literaturgeschichtsschreibung vermerkt. Kraftnaturen vom Zuschnitt des Hessen Friedrich Maximilian Klinger, des Livländers Jakob Michael Reinhold Lenz, des Elsässers Heinrich Leopold Wagner, des Schwa-

ben Friedrich Schiller und, nicht zuletzt, des Hessen Johann Wolfgang von Goethe hatten mit Bühnenstücken wie *Der Hofmeister*, *Die Kindermörderin*, *Die Räuber*, *Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand* Ausblicke aufgerissen, von denen die Nation erregt worden war. Niemand wird zögern, in den von überbordenden Gefühls- und Gemütsbewegungen bestimmten Ausbrüchen Positionen zu erkennen, die bis heute allgemein als spezifisch deutsch, ja als „teutonisch“ empfunden werden.

Zumindest symbolisch bezeichnete Goethes Reise in den Süden das Ende der erregten Epoche. Denn als Goethe 1788 Italien wieder verließ, war eine Reifeentwicklung abgeschlossen, an deren Ende sich nichts mehr vom Aufbegehren der Jahre vor Reiseantritt erkennen ließ. Der noch nicht Neununddreißjährige, dem sich in der letzten römischen Nacht Ovids Abschiedselegie an die Ewige Stadt in die Erinnerung drängte, führte gleichsam im Gepäck den literarischen Nachweis seiner Wandlung mit: das in Rom achtmal von Grund auf überarbeitete Schauspiel *Iphigenie auf Tauris*. Kein Hauch mehr findet sich darin vom kraftmeierischen Gestus früherer Jahre, keine der Emotionsentladungen, der deutschen Maßlosigkeiten und Extreme, die Goethes und seiner Generation poetisches Verhalten vormals bestimmt hatten. Vielmehr waren in diesem Drama nun alle Gedanken- und Gefühlsausschweifungen maßgebender Zurückhaltung, der tektonisch kühl durchdachten Komposition und dem Ethos der gesellschaftlichen Verantwortung untergeordnet.

Kein Zweifel, der Mann, der 1788 in einer Aprilnacht Rom verließ, kehrte als ein vom Kunstideal klassischer Ausgewogenheit geprägter, vom Grundsatz der im italienischen Geistesraum entdeckten Humanitas gebändigter „Teutone“ ins Europa nördlich der Alpen zurück. „Ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. Zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen; ich

bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden.“ Dies bekannte, Jahrzehnte später, der Greis, und er charakterisierte sich als einen „in die nordische Schöpfung geworfenen Griechen“, das heißt als einen Menschen jener Kulturwelt des europäischen Mittelmeers, in der seit der hellenischen Antike die Erkenntnis von der Unverzichtbarkeit der emotionalen und rationalen Gleichgewichtung vorrangige Gültigkeit besaß. Als befremdend empfanden denn auch nicht wenige Deutsche den Heimkehrer, der von sich sagte: „In Rom hab’ ich mich selbst zuerst gefunden, bin ich zuerst übereinstimmend mit mir selbst glücklich und vernünftig geworden.“

Hatte er damit nicht die Ideale seiner Jugend – und noch viel mehr – verraten? Irritierte er mit seinem gewandelten Erscheinungsbild der Maßhaltung und mit seiner Intellektualität von mediterraner Transparenz nicht viele bis zur Bestürzung? Lügen die Antworten hierauf allein im Literaturästhetischen, erübrigte sich die Erörterung. Doch es ging um weit mehr. Denn die durch Arbeit und Entsagen, durch lust- wie schmerzvolle Einsicht und Selbstdisziplinierung zustande gekommene neue Identitätsvergewisserung Goethes wirkte als Anspruch auf allgemeine Verbindlichkeit. Sie wurde dadurch im weitesten Sinn auch zum Politikum im geistigen Bereich seiner Umgebung. In ganzer Deutlichkeit zeigte sich das freilich erst zwanzig Jahre später – als es zu einem Zusammenstoß kam, der in der deutschen Geistesgeschichte kaum seinesgleichen hat. –

Achtundzwanzig Jahre nach Goethes Geburt in Frankfurt am Main im Westen Deutschlands hatte im zweiten deutschen Frankfurt, in dem an der Oder im Osten, ein anderer Dichter aus der erstaunlich großen Genieschar jener Tage das Licht der Welt erblickt: Heinrich Bernd von Kleist. Der Sprößling eines pommeranischen Adelsgeschlechts war fünf Jahre alt, als der Bürgersohn Goethe geadelt wurde, sieben, als Goethe nach Italien aufbrach. Und war Goethe als Fünfundzwanzigjähriger mit dem *Werther* weit über

Europa hinaus berühmt geworden, so schlug sich eine Generation später Kleist etwa im gleichen Alter mit dem Gedanken herum, Schriftsteller zu werden. 1808 traf der neunundfünfzigjährige Goethe in Erfurt den von ihm bewunderten neununddreißigjährigen Napoleon, während der einunddreißigjährige Kleist in Dresden an dem aus Haß auf Napoleon geborenen Drama *Die Hermannsschlacht* arbeitete. Doch 1808 schrieb Goethe auch am Roman *Die Wahlverwandtschaften*, in dem er, um Versöhnliches bemüht, heikle Liebesverwirrung „in der Begegnung von Leidenschaft und Sitte“ abwägt, indessen Kleist die Tragödie *Penthesilea* veröffentlichte, in der er die Amazonenkönigin an dem aus ihrer Gefühlsverwirrtheit erwachsenen Unausweichlichen untergehen läßt. Aber alles, was Kleist, der nur 34 Jahre alt wurde, in atemberaubender Produktivität niederschrieb, ist vom Willen zur Ausschließlichkeit seiner *Penthesilea* bestimmt, getragen und beseelt: das sprichwörtlich gewordene Rechtsempfinden des Kohlhaas ebenso wie der kompromißlose Anspruch der Marquise von O... dem russischen Grafen oder jener der Alkmene ihrem Gatten Amphytrion gegenüber, die Gefühlsunbeirrtheit des Käthchen von Heilbronn ebenso wie die durch die Präsenz der Heiligen Cäcilie gegebene Totalität des Musikerlebnisses, das Ethos des Gehorsams als Ausdruck höheren Selbstbegreifens bei dem Preußenprinzen Friedrich von Homburg genauso wie bei dem Normannenherzog Robert Guiskard.

Dennoch – trotz aller Gegensätzlichkeiten hatte sich Kleist dem schon in die Legende entrückten Goethe aus der Überzeugung genähert, auf einen zutiefst verwandten dichterischen Geist zuzugehen, als er ihm 1808 u. a. ein Manuskript und jenen Brief nach Weimar schickte, der den zu Ruhm gekommenen Satz enthält: „Es ist auf den Knien meines Herzens, daß ich vor Ihnen erscheine.“ Unüberhörbar nicht nur die Ehrfurcht vor dem großen Mann, auch der zutrauliche Ton, die Annäherung in der Hoffnung auf Verständnis wagen zu dürfen. Der Dichter der Zeilen in *Faust*, *Der*

Tragödie zweiter Teil: „Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch“, konnte vom Dichter des *Katechismus der Deutschen*, in dem die gleicherweise großartig beschwörende Formel von der „alten, geheimnisvollen Kraft der Herzen“ zu lesen ist, nach Wesen und Daseinsverständnis niemals weit entfernt sein, trotz fast dreier Jahrzehnte Lebens- und Erfahrungsunterschied, trotz der westlichen Herkunft des einen, der östlichen des anderen.

Die Hinweise auf Gemeinsamkeiten der beiden sind Hinweise auf Gemeinsamkeiten bis in den Wurzelboden ihrer Persönlichkeit hinab. Beiden eignete die Vorstellung des Kunstansatzes von der Natur her, beiden waren ideologisierende Schemata wesensfremd, beide waren von der Fülle ihrer schöpferischen Natur her allem Manierismus souverän überlegen, beide vom Wunsch getrieben, zu „erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält“, wie es bei Goethe, den „ganzen Zusammenhang der Dinge“ zu erfassen, wie es bei Kleist hieß. Dennoch reagierte Goethe auf Kleist mit einer Heftigkeit der Ablehnung, die an ihm, dem zur Mäßigung und Beherrschung Selbsterzogenen, befremdet, ja die uns erschreckt und zur Frage zwingt: Was ereignete sich hier jenseits von Kunst, Literatur, Ästhetik und Politik? Ging es bei dem Schnittpunkt, an dem die beiden aufeinandertrafen – in Briefen, Äußerungen, Nachreden –, überhaupt darum? Werden an ihnen nicht vielmehr über die Person hinaus Grundpositionen unterschiedlicher Lebensorientierung deutlich – unübersehbar, weil in zwei der genialsten Erscheinungen der deutschen Geistesgeschichte verkörpert, deren genuine poetische Brüderschaft auf der Hand liegt? „Mir erregte dieser Dichter immer Schauder und Abscheu“, sagte Goethe über Kleist und befand in grotesker Fehleinschätzung über dessen künstlerische Potenz, sie gleiche „einem von Natur schön intentionierten, aber von unheilbarer Krankheit ergriffenen Körper“. Doch er legte sich auch das Wort zurecht, das dem tapferen Kleist Trübsinn andichtete: „Sein Hypochonder ist gar zu arg.“ Mit dem Ton ungehaltenen Vorwurfs nannte er ihn nicht

nur einen „großen Geist des Widerspruchs“, sondern ließ sich zur Unbeherrschtheit hinreißen, ihn als „die verfluchte Unnatur“ zu verwünschen, wie er ihn in ebenso beklemmender Verkennung als ein Talent gelästert hatte, das nicht halte, was es verspreche. Selbst viele Jahre nach Kleists Freitod reagierte Goethe auf die Nennung des Namens „Kleist“ immer noch mit Beschimpfung.

Das Ungeheuerliche liegt weniger im bedrückenden Vokabular aus diesem Mund, auch nicht in der falschen Einschätzung des Menschen und neben ihm, Goethe, größten deutschen Dichters, der mit *Die Marquise von O...* die vollendete Novelle geschrieben, mit *Prinz Friedrich von Homburg* das überragende Schauspiel deutscher Sprache, mit der *Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege* deren unüberbotene Kurzgeschichte und mit *Der zerbrochne Krug* deren bestes, mit *Amphytrion* deren geistvollstes Lustspiel geschaffen hatte – an Kunst dem meisten überlegen, was Goethe in diesen Gattungen je glückte, und, ziehen wir die Tragödie *Penthesilea* hinzu, allem weit voraus, was Goethe an psychologischem Wissen über seine eigenen Literaturgestalten aufzubringen hatte, nahm Kleist doch gerade mit ihr die viel spätere Revolutionierung des Griechenbildes und, über ein Jahrhundert hinaus, die Psychoanalyse vorweg. Das Ungeheuerliche liegt in der Irrationalität der Reaktion auf den Jüngeren und im auffahrenden Starrsinn, mit dem Goethe bis ans Lebensende darauf beharrte. Beides verräterisch aufschlußreich. Denn es kann nur heißen, daß Goethe bei der Begegnung mit Kleist begriff, daß ihn der an dichterischem Genie Ebenbürtige in der Orientierung seiner geistigen Existenz und damit in seiner Lebensanlage in Frage stellte. Alle anderen Erklärungen für das Phänomen seiner hemmungslosen Ausfälle erscheinen unzulänglich.

Nur seiner individuellen Existenz? Oder, mehr noch, in seinem über sich selber hinausgedachten Welt- und Menschenbild, das er, aus dem Süden geläutert heimgekehrt, zur Maxime auch der Umgebung gemacht hatte? Und Goethes eigentliche Umgebung, seine

„Heimat“, war ein Imperium – es waren die Deutschen, es war Europa im Zeichen der Kunst- und Kulturnormen, die er wesentlich mitbestimmt hatte und die er als kontinentale Leitfigur über weite Strecken beherrschte. Natürlich ist manches dafür zu nennen, daß der Zusammenstoß, der Kleist fassungslos machte, auch eine Frage differierender Generations-, Familien-, Bildungssituationen wie geistiger Klimate im westlichen und im östlichen Frankfurt war, daß er auch in der unterschiedlichen Haltung zu den politischen Vorgängen gründete. Doch weder individuelle Aspekte des Generationskonflikts noch des kulturellen Zeithintergrunds mit den aus dem Idealismus der Klassik ausbrechenden Entwicklungen bieten erschöpfende Erklärung für Grund und Ausschließlichkeit der Erbitterung des Zusammenpralls.

„Der Schrecken“, schrieb der profunde Kleist-Kenner Günter Blöcker, „den Kleist auch heute noch auf manche Gemüter ausübt, erklärt sich aus der Tatsache, daß sein Werk die vollständige Bankrotterklärung des deutschen Idealismus ist. Dabei übersehen die Verschreckten, daß dieser Bankrott unumgänglich, daß er notwendig war. Der abstrakte Humanismus der Klassik war an einem Punkt angelangt, wo er in sein Gegenteil umschlug: in die unmenschliche Versteinerung. Wollte man zu den menschlichen Grundlagen [...], zur humanen Substanz zurück, so mußte man den Marmor der *Iphigenie* zertrümmern. Das hat Kleist getan – auf die Gefahr hin, daß man ihn als Herostrat mißverstehen und brandmarken würde. Er hat dem modernen Drama, der modernen Literatur überhaupt, den Weg gewiesen: den Weg des Geistes durch das Elementare und damit den Weg der Regeneration des Humanen aus seiner ursprünglichen widerspruchsvollen Vielfalt.“

Die Zertrümmerung des *Iphigenie*-Marmors – wer sie vornahm, der betrieb die Zertrümmerung des Lebensentwurfs Goethes, ja er erschütterte die Fundamente des komplexen goetheschen Lebensbaues. Kleist hat das nie gewollt. Doch spätestens angesichts der

Glutkaskaden der *Penthesilea* begriff Goethe, daß *seine* Daseinsvision nicht, wie er gemeint hatte, den einzig verantwortbaren Existenz- und Kulturbegriff propagierte: daß der um eine Generation Jüngere die Begehbarkeit des *anderen* Wegs bewies. Der Idee von der Zähmung der Kräfte des Elementaren, Chaotischen, die allem Lebendigen innewohnen, verpflichtet, lehnte er um der zivilisatorischen Würde des Menschen willen jene letzte Konsequenz ab, die wiederum Kleist zum Dreh- und Angelpunkt der Wahrhaftigkeit seiner Daseinsvision gemacht hatte. Goethes weltumarmende Verszeilen: „Das Lebendige will ich preisen/Das nach Flammentod sich sehnet“, drei Jahre nach Kleists Tod geschrieben, können wie kein zweites Wort über Kleists Leben stehen. In ihrer von Kleist wörtlich genommenen Ausschließlichkeit aber sah Goethe als Ergebnis seiner Selbstfindung im Kulturraum des Homo mediterraneus die Gefährdung des gesellschaftlichen Konsenses, der die Idee von der versöhnenden Synthese zu einem ihrer Pfeiler haben muß. Kleist wirkte in seinem Werk als pausenlos die Tiefe durchlotender Wahrheitssucher, den der allgemeine Konsens in diesem Sinne nicht scherte, vielmehr hielt und hält er durch Offenlegung des Elementaren als einer unaufhebbaren Komponente menschlicher Ganzheit das Bewußtsein von deren Gefährdung wach. Hierin liegt ja die humane Verantwortlichkeit seiner Dichtung. Beide, Goethe wie Kleist, wußten sich moralisch wie philosophisch legitimiert, und beide waren als zwanghaft in sich selber wurzelnde schöpferische Naturen nicht legitimiert, ihre Position aufzugeben.

So prallten in ihnen nicht nur zwei Epochen aufeinander, sondern über alle Zeit hinaus auch zwei archetypische Befindlichkeiten menschlicher Existenz. Goethe konnte also auf Kleist nicht anders reagieren – es sei denn, er hätte die grandiose Anlage des eigenen Daseins verleugnet. Für den Jüngeren aber endete der Zusammenstoß wenn auch als mittelbare, so doch unausweichliche Folge in dem mit „unaussprechbarer Heiterkeit“, wie er schrieb, angestreb-

ten Freitag am Wannsee in Berlin, wo heute der Gedenkstein an ihn erinnert. Nur erinnert? Dürfen es sich die Deutschen leisten, hier lediglich von Erinnerung zu sprechen? Wird in dieser Konfrontation nicht auch etwas von den Spannungen der alten Begegnung zwischen spezifisch westlicher und spezifisch östlicher Geisteshaltung sichtbar?

Es gibt zeitgenössische Äußerungen, die belegen, daß Goethe in der als kleistisch definierbaren Haltung des Ausschließlichen einen beunruhigend wilden Wesenszug im Erbteil der Deutschen sah. Er, Goethe, war mit ihm durch Aneignung des im klassischen Kulturraum Europas herangereiften Formbegriffs fertig geworden; ihn die Deutschen zu lehren, war er unablässig bemüht. Da begegnete ihm Heinrich Bernd von Kleist. Und im dramatischen Licht dieses Aufeinanderpralls stehen Goethe und Kleist bis heute unverändert als lebendige Erscheinungen deutschen Selbstbegriffens vor uns, ja mitten unter uns. Doch im Konflikt der beiden kommt auch etwas von den mächtigen inneren Spannungen zum Ausdruck, die dem Psychogramm der Deutschen nicht zuletzt als Folge ihrer geographischen Lage nachgesagt werden: In Europas Fadenkreuz der Geistesbewegungen von West nach Ost, von Süd nach Nord und umgekehrt das Land und die Nation zu sein, in die unaufhörlich aus allen Richtungen polare Kräfte einströmen. Davon ist weitgehend das Elend und der Glanz der Deutschen bestimmt, und es wird immer der Prüfstein ihrer Lebensfähigkeit bleiben, den einander widerstrebenden Kräften ausgesetzt zu sein, sie abzustößen oder sie aufzunehmen, um sie dann zu verarbeiten und in eigene Persönlichkeit zu verwandeln.

Erstfassung 1959

Gekürzte Rekonstruktion 1965

Endgültige Fassung Juni 1993:

Bayerischer Rundfunk

Versuch über Friedrich Schillers Theorie der Kultur

Die Idee des Spiels als Grundlage der Erziehung

Als ich im Herbst des vorigen Jahres das ehrenvolle Angebot annahm, zum 50. Jahresjubiläum des Bukarester Kulturhauses mit dem Namen Friedrich Schillers die Festansprache zu halten, war ich mir des Gewichtes der Aufgabe bewusst, der ich mich zu stellen hatte. Mir fiel Thomas Manns Erschrecken ein, als er 1955 zum 150. Todestag Schillers die Gedenkrede halten sollte und ihm klar wurde, dass er bei der Suche nach neuen Gedanken über den Dichter und Denker Schiller – wie er wörtlich sagte – „vor einem Gebirge kundiger Würdigungen und Erörterungen seines Lebens“ stand, bei dessen Anblick er den Mut verlor, all dem noch etwas hinzuzufügen. „Wer bin ich denn“, fragte Thomas Mann, „dass ich das Wort führen soll zu seinem Preis?“

Auch ich frage mich heute, rund ein halbes Jahrhundert nach Thomas Mann: Wer bin ich, dass ich im Rahmen dieser Festivität über den Mann sprechen darf, der wie wenige das geistige Europa seiner Zeit aufwühlte und mitriss, „einer ganzen Epoche Elan verlieh“, wie sein Biograph Rüdiger Safranski schrieb, und den sein großer Zeitgenosse und Freund Johann Wolfgang Goethe zwanzig Jahre nach seinem Tod in einem Gespräch mit Eckermann „stolz“, „großartig“, „kühn“, „erhaben“ nannte und drei Jahre später, 1828, über ihn sagte, er sei einer jener „wahren Menschen“ gewesen, wie „wir alle es sein sollten“?

Ich habe mir also, wie Sie sehen, für diesen Tag *nicht* vorgenommen, als Chronist Ihren Blick auf die respektable Menge der kulturellen Darbietungen zu lenken, mit denen sich dieses Haus im